

Anna Gondek

"Kommunikative Routinen. Formen, Formeln, Forschungsbereiche. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Irma Hyvärinen", Leena Kolehmainen, Hartmut E.H. Lenk, Liisa Tiittula (Hg.), Frankfurt am Main 2014 : [recenzja]

Studia Germanica Gedanensia 33, 370-374

2015

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Leena Kolehmainen / Hartmut E.H. Lenk / Liisa Tiittula (Hg.) (2014): *Kommunikative Routinen. Formen, Formeln, Forschungsbereiche. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Irma Hyvärinen*. Frankfurt/Main: Peter Lang. 308 S.

Das Buch enthält sechzehn Beiträge, die in fünf thematische Bereiche eingeteilt wurden. Es sind: 1. Theoretische und historische Aspekte kommunikativer Routinen, 2. Kommunikative Routinen in medialen und akademischen Texten, 3. Kommunikative Routinen in literarischen Texten, 4. Routinierte Rede und Formeln im Gespräch, 5. Deutsch und Finnisch im Vergleich: translatorische und Vermittlungsaspekte. Die Herausgeber eröffnen die Festschrift mit dem Vorwort, in dem sich neben dem üblichen Glückwunsch zum Geburtstag eine kurze Einführung in die Forschungsproblematik befindet. Dem Vorwort folgen die Liste der Gratulanten sowie das Verzeichnis der Schriften von Irma Hyvärinen aus den Jahren 2009–2014.

Im ersten Beitrag „Zur Theorie des sprachlichen Stereotyps“ setzt sich Henrik Nikula zum Ziel, die Begriffe Prototyp und Stereotyp voneinander abzugrenzen. Der Autor meint, dass eine „deutliche Verwandtschaft“ (S. 34) zwischen diesen Begriffen besteht, die auf etwas „Typisches“ (S. 34) verweisen und „der Orientierung in der Welt“ (S. 30) dienen, deutet aber zugleich auf wesentliche Unterschiede zwischen ihnen. Stereotype sind seiner Meinung nach sprachabhängig und „entstehen als Ergebnis menschlicher Kommunikation“ (S. 34), dagegen Prototypen sprachunabhängig sind und „als Bausteine der Wahrnehmung“ (S. 30) betrachtet werden können. Im weiteren Teil seines Beitrags analysiert der Autor Stereotype, die mit Lexemen *Professor* und *Professorin* verbunden sind, um seine theoretischen Konzepte mit Hilfe von empirischen Befunden anschaulich zu machen. Es werden einige Belege für die in Google eingegebenen Suchphrasen *wie ein Professor* bzw. *wie eine Professorin* angeführt, die zeigen, welche Stereotype für den Professor bzw. die Professorin üblich zu sein scheinen. Es fehlen jedoch Beispiele für prototypische Merkmale eines Professors bzw. einer Professorin, was dem Leser helfen würde die Verschiedenheit beider Begriffe besser zu erkennen. Der Beitrag von Hans-Werner Eroms „Das Wichtigste als Nachtrag: Der alltagsrhetorische Anknüpfungsoperator ‚und ja‘“ umfasst die Ergebnisse der Untersuchung der Routineformel *und ja*. Anhand von Belegen präsentiert der Autor die Verwendung der Partikel *ja* und ihrer Kombinationen, wobei er auf ihr großes Bedeutungsspektrum hinweist. Er meint, dass die Anknüpfungsformel *und ja* gegenwärtig immer häufiger dort verwendet wird, wo „Argumente angeführt, gewichtet und mit persönlichem Engagement vorgetragen werden“ (S. 41). In den nächsten Abschnitten seines Artikels stellt der Autor die vielfältigen Funktionen beider Komponenten der Formel *und ja* dar. Ferner wird die Verwendung der Partikelkombination *und ja* anhand von Belegen präsentiert sowie ihre Funktionen in den angeführten Beispielen erklärt. Eroms analysiert auch die Verwendung der gegenteiligen Verbindung *und nein*, die viel seltener auftritt, sowie die anderen Anknüpfungsoperatoren u.a. *ach ja* und *ach nein*. Der Verfasser macht auch einen Exkurs zur Geschichte der besprochenen Anknüpfungsoperatoren, wobei er zur Schlussfolgerung kommt, dass *und ja* „keine gänzlich neue Formulierungsschablone“ (S. 51) ist. Seiner Meinung nach lassen mehrere Belege „den rhetorischen Charakter“ (S. 55) der analysierten Formeln erkennen. Von Cora Dietl stammt der letzte Beitrag in dieser Reihe u.d.T. „Formeln angesichts des

Todes. Die Ödenburger Testamente aus dem Spätmittelalter". Die Autorin untersucht darin eine Sammlung von 188 Testamenten der Einwohner der ungarischen Stadt Sopron aus den Jahren 1400 bis 1526, die in Deutsch verfasst sind. Dietl konzentriert sich bei ihrer Analyse auf den Formelgebrauch in den Testamenttexten. Sie erklärt den Einfluss der s.g. Formelbücher auf die typischen Formulierungen in den untersuchten Testamenten, es handelt sich u.a. um mögliche Vorgaben aus den lateinischen Werken, die im habsburgischen Raum damals verbreitet waren. Die Autorin stellt auch das Testament des Stadtschreibers aus dem Jahre 1503 als einen Mustertext dar sowie die Gliederung, die für die Ödenburger Testamente typisch war. Des Weiteren analysiert sie den Gebrauch der ausgewählten Formeln, u.a. der *Invocatio vermerckt* und der Formeln der Anempfehlung der Seele an Gott zu Beginn der *Dispositio*.

In den nächsten Abschnitt des Buches wurden drei Beiträge aufgenommen: „Kommunikative Routineformeln in Zeitungskommentaren“ von Hartmut Lenk, „*Die Ärmel hochkrempeln* und *sein Bestes geben*. Struktur und Wortschatz thematisch abgegrenzter Tageshoroskoptexte“ von Mariann Skog-Södersved und „Muster statt Phraseologismen – Perspektiven für Deutsch als (fremde) Wissenschaftssprache“ von Antje Heine. Nach der Fragestellung und Begriffsbestimmung beschäftigt sich Lenk mit der Entwicklung einer neuen „sprachhandlungsbasierte[n] Klassifikation kommunikativer Routineformeln“ (S. 84), wobei zehn Hauptklassen mit mehreren Subklassen unterschieden wurden. Als Beispiele führt der Autor die Belege aus dem analysierten Korpus an. Die umfangreichste Gruppe bilden die „Formeln zum Ausdruck argumentativer Topoi (Assertiva)“ (S.86), die in 22 Subklassen gegliedert wurden, darunter z.B. „Formeln des Zeit-Topos“, wie *reif sein für etw.*, *besser spät als nie*, oder „Formeln des Misserfolgstopos“, wie *baden gehen*, *ins Leere laufen*. Er vertritt die Meinung, dass es dank den o.g. Kategorien möglich wird, „eine genauere Beschreibung des Vorkommens von kommunikativen Routineformeln in Zeitungskommentaren vorzunehmen“ (S. 90). Lenk stellt auch das im Rahmen des Projekts *Persuasionsstile in Europa* zusammengestellte Helsinkier Kommentarkorpus sowie die Ergebnisse der Analyse des Vorkommens von kommunikativen Routineformeln in den gewählten Zeitungen dar. Im nächsten Beitrag wird die Analyse der im Internet publizierten Texte vorgenommen, es handelt sich dabei um 30 Tageshoroskope des Löwen zum Thema „Beruf und Finanzen“. Skog-Södersved untersucht die Länge und den Inhalt der Texte, analysiert einige Aspekte ihrer syntaktischen und inhaltlichen Struktur und den Wortschatz. Es werden dabei Idiome und häufige Wörter- und Wortkombinationen dargestellt und mit Beispielen belegt. Antje Heine konzentriert sich in ihrem Beitrag auf die Problematik des Deutschen als einer Wissenschaftssprache aus fremdsprachendidaktischer Sicht. Sie weist auf eine besondere Schwierigkeit dieser Fachsprache für Lernende hin und plädiert für „das Erfassen, Systematisieren und Vermitteln sämtlicher vorgefertigter sprachlicher Muster“ (S. 128), weil es den Lernern die Aneignung der festen Wortverbindungen unterschiedlicher Art (nicht nur der Phraseologie im engeren Sinne) erleichtern würde.

Der dritte Abschnitt ist der kommunikativen Routine in literarischen Texten gewidmet. Ulrich Breuer beschäftigt sich in seinem Beitrag „Semper eadem. Melancholie als Wiederholungszwang“ mit den Zusammenhängen zwischen Melancholie und Wiederholungszwang. Er meint, dass „Der Wiederholungszwang [...] hier in erster Linie als Folge eines

defizitären Zeitverhältnisses verstanden werden [soll]“ (S. 136). Breuer deutet auch darauf hin, dass in der bisherigen germanistischen Melancholieforschung die Problematik der kommunikativen Routine und das ästhetische Problem der Wiederholung ungenügend Beachtung gefunden haben. Der Verfasser stellt zuerst die Theorie des Wiederholungszwangs vom Philosophen Michael Theunissen dar und anschließend überprüft ihre Eignung zur Analyse von drei ausgewählten Texten von Burton, Goethe und Nietzsche. Sein Fazit ist, dass die genannte philosophische Theorie auch für „die Literaturwissenschaft attraktiv ist“ (S. 149). Im Beitrag von Ludwig M. Eichinger „Was man braucht, kann nicht fehlen. Grammatik, Textstil und Interaktionsmodalität“ erörtert der Autor die Fragen der Sprachökonomie in der Textsorte *Tagebuch*. Er untersucht in seiner Studie die Ausschnitte aus den Tagebucheinträgen von Thomas Mann und konzentriert sich auf die grammatische Analyse der Schilderungen seiner täglichen Spaziergänge. Eichinger zeigt, welche grammatischen Mittel verwendet werden, die den Aussagen textsortenspezifische Kürze und Bündigkeit verleihen (z.B. weglassen von pronominalen Subjekten der ersten Person sowie von bestimmten Teilen des Verbkomplexes u.v.m.) (S. 166). Richard Wolf untersucht in seinem Artikel „Für menschliche Seele gibt es keine Kleinigkeiten‘ Kommunikative Routinen und Image-Arbeit“, wie in einem literarischen Text Routineformeln geschaffen und verwendet werden. Als Textgrundlage dient dem Autor das Lustspiel *Der Unbestechliche* von Hugo von Hofmannsthal aus dem Jahr 1923. Wolf konzentriert sich in seiner Analyse auf die vom Haupthelden oft verwendete Formel *das Ganze* bzw. *das ganze X* und versucht dabei zu erklären, zu welchem Zweck die Formeln dieser Art in der Kommunikation dienen. Er deutet auch darauf hin, dass es zahlreiche Höflichkeitsformeln gibt, die das Image des Sprechenden aufrecht erhalten, „ihn aber dennoch zu nichts verpflichten“ (S. 177).

Der nächstfolgende Kapitel umfasst Beiträge, in denen kommunikative Routinen in der gesprochenen Sprache untersucht werden. Heinz-Helmut Lüger macht zum Thema seines Beitrags „Textroutinen und politische Rede“; analysiert werden vor allem Reden von NPD-Landtagsabgeordneten. Der Autor macht zuerst auf die rituelle Einbettung der parlamentarischen Reden aufmerksam, indem er zeigt, welche Verfahren hierfür obligatorisch vorgesehen sind. Es handelt sich z.B. um Zuweisung des Rederechts oder typische Einleitungs- und Beendigungsformen (S. 186). Im zweiten Teil des Beitrags analysiert er die Reden der Abgeordneten und stellt fest, dass sie persuasiv sind und einerseits zur Selbstprofilierung, andererseits zur Hervorhebung von Konfrontation und Polarisierung dienen. Zu diesem Zweck werden darin oft vorsätzlich gewisse Formulierungen verwendet (wie verfestigte Formeln) und Phraseologismen eingesetzt. Der Autor zeigt anhand von Beispielen, dass die parlamentarischen Diskussionen keine argumentativen Debatten, sondern Auseinandersetzungen sind, bei denen „Routinebildungen in mehrfacher Hinsicht eine wichtige Funktion zu[kommt]“ (S. 195). Die Analyse eines sehr ungewöhnlichen Sprachkorpus führt Nea Auhtola in ihrer Studie „Danksagungen im Polizei Notruf: der Nutznießer bedankt sich, dem Wohltäter wird gedankt“ durch. In der Einleitung stellt sie die Notrufkontexte dar und deutet darauf hin, dass „es eine erstaunliche Gleichförmigkeit des Notrufverlaufs zu erkennen ist“ (S. 199), obwohl es keine „routinierte Aufgabe“ (ebd.) ist. Zum Ziel setzt sie sich die Analyse der Dankesformeln in einem Korpus von 131 Notruftelefonate. Die Autorin versucht die Situationsrollen der Anrufer zu definieren, indem

sie sie nach Bergmann in zwei Gruppen einteilt, nämlich Betroffene (Nutznießer) und Nicht-Betroffene (Wohltäter), obwohl es „auch verschiedene Vermischungen der vorgegebenen Rollenaufteilung aufscheinen [können]“ (S. 204). Auhtola stellt fest, dass es Telefonate gibt, in denen Danksagungen vom Anrufer (85) bzw. vom Disponenten (25) initiiert werden als auch Notrufe ohne Danksagung (21). Die sprachlichen Realisierungsformen der Danksagungen in dem analysierten Korpus zeigen sich als stark routiniert. In dem Beitrag von Eva Havu „Höflichkeits- und Routineformeln in finnischen, französischen und deutschen Kaufgesprächen“ werden die im Titel genannten Formeln in Kaufgesprächen am Kiosk und in kleinen Geschäften verglichen. Die Autorin untersucht jeweils die Eröffnungsphase, Käuferkundigung und Kaufwunsch, Bezahlung und Dank in den drei erwähnten Sprachen. Sie kommt zum Schluss, dass es neben vielen Gemeinsamkeiten auch deutliche Unterschiede gibt die „mit generellen Höflichkeitsroutinen zusammenhängen“ (S. 231).

Die letzte Gruppe bilden Beiträge, die Deutsch und Finnisch im Vergleich untersuchen, wobei sowohl die Fragen der Translatork als auch die Probleme des DaF-Unterrichts wissenschaftlich erörtert werden. Im Artikel „Lexikalische Wiederholungen im literarischen Text – eine exemplarische Analyse eines deutschen Ausgangstextes und seiner finnischen Übersetzung“ beschäftigt sich Liisa Tiittula mit den Problemen, die bei der Übersetzung eines literarischen Textes entstehen. Es handelt sich um die Translation des deutschen Romans *Tschick* von Wolfgang Herrndorf ins Finnische, wobei im Original sehr oft Wiederholungen vorkommen, die eine große Auswirkung auf den stilistischen Wert des Buches haben. Die Autorin untersucht die Funktionen der Wiederholungen im Ausgangstext, um danach die Übersetzung von Wiederholungen zu analysieren. Sie stellt u.a. fest, dass der Zieltext weniger Wiederholungen als der Ausgangstext enthält, was zur Veränderung der stilistischen Gesamtwirkung beiträgt. Es wird dabei auf die Problematik der Übersetzungsstrategien (z.B. der Reduktion) eingegangen. Irmeli Hermelin untersucht in ihrem Beitrag „Anreden in alten deutschen Kirchenliedern und ihren ältesten finnischen Übersetzungen“ ein Korpus von Liedern, die bis heute in deutschen und finnischen Gesangbüchern zu finden sind. Die Autorin hat es schon aus mehreren Perspektiven betrachtet und analysiert. In ihrem Beitrag konzentriert sich auf Anredeformen, mit welchen sich die Menschen in Kirchenliedern an Gott gewandt haben. Es wird eine sorgfältige Analyse in beiden Sprachen durchgeführt. Hermelin stellt fest, dass die Anreden einen wichtigen Teil der Lieder bilden. In den meisten Liedern wird „die Heilige Dreieinigkeit angesprochen, gelobt oder um etwas gebeten“ (S. 271–72). Es werden auch grammatische Anredemittel präsentiert. Im Beitrag von Laura Lahti „Kommunikative Formeln in mündlichen Testleistungen finnischer DaF-Lernender“ setzt sich die Autorin zum Ziel, die mündliche Sprachkompetenz der finnischen Gymnasialschüler in Bezug auf die Verwendung von kommunikativen Formeln zu überprüfen und ihre Ergebnisse mit den früheren Analysen aus dem Jahr 2011 zu vergleichen. Aus der Studie ergibt sich, dass die Beherrschung der untersuchten Formeln in den letzten Jahren keine besondere Veränderung aufweist, was zum Schluss führt, dass sie im Unterricht intensiver geübt werden sollen. Ulrike Richter-Vapaatlo plädiert in ihrer Studie „Kontrastive Analyse und ‘Interferenz’ im germanistischen Unterricht“ für das Einbeziehen in den didaktischen Prozess kontrastiver Sprachbetrachtung. Die Autorin meint, dass man die Interferenz nutzen kann und didaktisch umsetzen, insbesondere „finnische (und schwedische, auch

englische) Interferenzen [...] aufzuzeigen und bewusst zu machen [...], ein Bewusstsein für die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beteiligten Sprachen zu wecken [...], vor allem auch praktisch-kommunikative Dimensionen anzusprechen“ (S. 299). Die Autorin weist auch auf Probleme hin, die die finnische Germanistik zu bewältigen hat, nämlich die sinkenden Deutschkenntnisse der künftigen Studenten sowie die sich vermindernde Zahl der Studienbewerber für Germanistik.

Die besprochene Festschrift halte ich für einen interessanten Vorschlag für jeden Germanisten, denn die Fülle der angesprochenen Themen verursacht, dass sowohl die Sprachwissenschaftler als auch die Literaturwissenschaftler, Übersetzer und Didaktiker aufschlussreiche Beiträge zur vielfältigen Problematik sowie neue Anregungen und Blickpunkte darin finden können.

Anna Gondek
(Wrocław)

Maria Krysztofiak (2013): *Einführung in die Übersetzungskultur* (= *Studien zur Germanistik, Skandinavistik und Übersetzungskultur*. 11). Frankfurt/Main: Peter Lang. 208 S.

Die Autorin des Werkes, das hier zur Besprechung vorliegt, ist Professorin für Vergleichende Literatur, Skandinavistik und Übersetzungswissenschaft an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen. Maria Krysztofiak veröffentlichte bereits zahlreiche Studien zur deutschen und skandinavischen Literatur und auch einige polnische Handbücher zur Translatologie. In den vergangenen Jahren erschienen u.a. folgende Sammelbände: *Ästhetik und Kulturwandel in der Übersetzung* (2008), *Probleme der Übersetzungskultur* (2010) sowie *Transkulturelle Identität und Übersetzungsmodelle skandinavischer Literatur* (2012). Darüber hinaus übersetzte sie etwa dreißig Bücher aus dem Dänischen und Deutschen ins Polnische.

In ihren Arbeiten behandelt Maria Krysztofiak die literarische Übersetzung in ihrer neuen kontextuellen Einbettung und ergänzt ihre Darstellung um literatur-antropologische, kultur-soziologische und philosophische Ansätze. In ihrem neuen Buch *Einführung in die Übersetzungskultur* weitet sie dieses Thema aus, indem sie in ihre eigenen Konzepte und Überlegungen die Ergebnisse von deutschen, angloamerikanischen und skandinavischen vorwiegend theoretischen Arbeiten der letzten Jahre einbezieht.

Unter „Übersetzungskultur“ versteht Krysztofiak, wie sie in der Vorbemerkung (S. 7–8) erklärt, „einen besonderen schöpferischen Prozess, der sich bei der Übertragung eines Kulturtextes zwischen dem Autor und seinem Übersetzer abspielt“ (S. 7). Als Kulturtext bezeichnet sie „sowohl literarische Kunstwerke als auch Texte aus der Philosophie, Theologie und Kunst“ (S. 7). Damit bezieht die Autorin in ihren Ausführungen neben den klassischen Formen der Literatur (Roman, Gedicht, Theaterstück) auch diskursive Textarten (Essay, literarische Reportage, Aphorismus, Reisebericht, Literatur- und Kunstkritik) mit ein und verleiht ihnen ein entsprechendes Gewicht. In der Vorbemerkung setzt sich Krysztofiak mit dem Begriff „Literarisches Kunstwerk“ auseinander. Sie versteht diesen Terminus phänomenologisch und verwendet ihn autonom, in Anlehnung an Roman Ingardens Werk *Das literarische Kunstwerk*. Demzufolge definiert sie die Übersetzungskunst als „eine